

PUBLIZISTIK/Vierteljahresshefte
für Kommunikationsforschung,
Vol.32, 1987, Nr.4, 547-549

Hans-Jürgen Bucher: *Pressekommunikation. Grundstrukturen einer öffentlichen Form der Kommunikation aus linguistischer Sicht.* – Tübingen: Max Niemeyer Verlag 1986 (= Medien in Forschung + Unterricht / Serie A, Bd. 20), VIII, 240 Seiten mit Faksimiles.

Ein Proseminarist würde wegen solch einer Fehlzündung sofort gerüffelt: »Obwohl die Presseberichterstattung der Massenkommunikation zugeordnet wird, ist sie selten Gegenstand kommunikativer Analysen.« Buchers Initialbehauptung stellt nicht einen leidigen Flüchtigkeitsfehler dar. Er behauptet, »der Tagesgeschichtsschreibung der Presse« fehle »ein hermeneutisches Problembewußtsein«, und meint aus seiner Sicht: »Diese Betrachtungsweise von Texten, die man je nachdem »qualitativ« oder »kommunikativ« nennen kann, hat in die meisten Untersuchungen der Presseberichterstattung theoretisch-methodisch keinen Eingang gefunden.« Aus dieser frappierenden Fehlbeurteilung, die offenbar von einer unangemessenen Rezeptionslage herkommt, formuliert Bucher die Zielgerade seiner analytischen Bemühungen folgendermaßen: »Auf diesem Hintergrund hat der als Titel gewählte Ausdruck »Pressekommunikation« insofern programmatische Bedeutung, als mit ihm eine Betrachtungsweise zum Ausdruck gebracht wird, in der die Presseberichterstattung als eine »Form öffentlicher Kommunikation« untersucht werden soll.« Ein bißchen tautologisch liest sich das schon. Abgesehen davon erscheint Buchers textanalytischer Ansatz sehr wohl gerechtfertigt, aus kommunikationstheoretischer Sicht geradezu not-

wendig: »Ausgangspunkt der Untersuchung sind nicht einzelne sprachliche Ausdrücke oder isolierte Texte, sondern die Verwendungsweise der Texte im Zusammenhang der Pressekommunikation.« Unzweideutig geht es also um Prozeßanalyse. Überraschenderweise erfährt man aber im Einleitungskapitel über die Ziele einer nach Buchers Verständnis »linguistischen« Presseanalyse innerhalb der theoretischen Grundlage für diese Analyse: »Die Kommunikationsanalyse läßt sich also als eine Form der »strukturellen« Sprachbetrachtung charakterisieren.« Erfreulicherweise klären sich diese widersprüchlichen Aussagen weitgehend im fünften Kapitel, in dem dialogische Strukturen von »Leserbriefkommunikationen« exemplarisch erörtert werden, und das ich für instruktiv und lesenswert halte. Zwar benutzt Bucher keine empirischen Methoden, ja polemisiert dagegen, doch gelangt er trotzdem, das muß man ihm zugute haken, zu kontroversen aber diskussionswürdigen Einsichten. »Für die Rezeptions- und Verständlichkeitsforschung können die beschriebenen Grundstrukturen der Leserbriefkommunikation insofern aufschlußreiche Vergleichsobjekte sein, als sich in ihnen eine Vielfalt von Leseweisen zeigt, die über das Spektrum hinausgeht, das in der empirischen Forschung gemeinhin in Betracht gezogen wird.« Oder: »Leserbriefe, in denen Pressekritik geübt wird, demonstrieren, daß eine kritisch-reflektierte Lesart von Presseberichten nur entwickelt werden kann, wenn ein Vergleich verschiedener Darstellungen möglich ist.« Nur kann sich Bucher nicht über das Spektrum, das in der empirischen Forschung »gemeinhin in Betracht gezogen wird«, erheben und angemessen zwischen verschiedenen Darstellungsmethoden vergleichen, weil er in seinem Buch jedenfalls nicht darlegt, daß er darüber zureichend informiert wäre. Sogar die wichtige Salzburger Dissertation von Karin Stockinger-Ehrnstorfer »Der Leserbrief« (gekürzte Druckfassung: Salzburg 1980) bleibt bei Bucher ausgeklammert.

Durch den von ihm gewählten Ausgangspunkt, »die Verwendungsweise der Texte im Zusammenhang der Pressekommunikation«, so behauptet Bucher, »kommen Aspekte der Presseberichterstattung ins Blickfeld, die bisher weder in sprachwissenschaftlichen noch in publizistischen Analysen(!) systematisch behandelt wor-

den sind«. Vier solcher Aspekte greift er heraus: a) Zusammenhänge der Beitragskonstellation, b) Beitragserien zu einem laufenden Ereignis, c) kommunikative Folgeprobleme von Pressebeiträgen, z. B. Diskussionen in Alltagsgesprächen, Leserbriefentgegnungen, oder ihre Weiterbehandlung in anderen Medien und d) die Zusammenhänge zwischen Beiträgen zu einem Ereignis in verschiedenen Zeitungen bzw. in verschiedenen Medien. Die Zielsetzung bleibt dabei eindeutig auf Presseberichterstattung und besonders auf »Leserbriefkommunikation« fixiert. Aber die Behauptung Buchers, a) bis d) sei bisher auch in publizistischen Analysen nicht systematisch behandelt worden, vermag er nicht glaubwürdig zu belegen, weil er etliche wichtige Fachbeiträge zur Leserbriefforschung ignoriert. Um diesen Vorwurf einzugrenzen, füge ich hinzu: nur die pressebezogene Leserbriefforschung ist gemeint. Beispielsweise ist kein einziger der seit 1960 im »Journalism Quarterly« veröffentlichten Beiträge zur Leserbriefforschung in Buchers »Pressekommunikation« eingearbeitet.

Ich greife noch einige Aspekte aus den fünf Kapiteln der Bucherschen Monographie heraus. Kapitel 2 faßt Bemerkungen zur »Presseberichterstattung als medienspezifische Form der Kommunikation« zusammen. Darin ist u. a. von der Grundstruktur »pressespezifischer Berichterhandlungen« und von »typischen Aufmachungshandlungen« die Rede. Gemeint sind Plazieren, Einordnen und Präsentieren. Ob Bucher weiß, was ein »Aufmacher« ist, läßt sich nicht sicher angeben. Kapitel 3 traktiert Textstrukturen, Textsorten und Textanalyse. Buchers Darstellungsweise erscheint hier nicht nur übersichtlich und klar gegliedert, sondern auch mit viel Sachkompetenz abgestützt.

Einwände habe ich gegen seine Kategorialkritik an der griffigen Nachrichten-Definition eines Praktikers, Walther von La Roche (Einführung in den praktischen Journalismus. München 1982, S. 62f.), wie sie im Schlußabschnitt des dritten Kapitels vorgeführt wird. Bucher wirft La Roche einen »naturalistischen Fehlschluß« vor, der auf einem »Kategorienfehler« bzw. einer »Kategorienverwechslung« beruhe. Zwar läßt sich Buchers Kritik nachkonstruieren, aber mit dem Kategorienapparat, den er aufbaut, wird er der empirischen Routine-Definition der Nach-

richt, wie sie La Roche herleitet, keineswegs gerecht. La Roche geht es darum, eine Nachricht aus verschiedentlich überformten Kommunikationsereignissen verlaufsbezogen zu segmentieren, in knapper Zeit möglichst objektiv zu hierarchisieren, ihr eine mitteilbare Struktur aufzuprägen, damit die so durchartikulierte Nachricht sozusagen ein Gesicht bekommt, das sofort gedruckt oder gesendet werden kann. Der Prozeß-Aspekt im Zeitverlauf und im redaktionellen Vollzug ist für La Roche auch zu Definitions-awaken entscheidend; völlig zu Recht. Mit Gedankensplittem aus »der metaethischen Diskussion« über Varianten der Werturteilstheorie kann man La Roche sicherlich kritisieren, aber kaum eine bessere Definition formulieren. Nicht mehr nachvollziehbar wird Buchers Kritik dort, wo er La Roche wortwörtlich vorwirft, daß »er den Kommunikationszusammenhang vernachlässigt, in dem ein Text auf seine Qualität hin beurteilt wird«. Dazu gehört schon eine gehörige Portion Selbstvertrauen.

Am Ende des dritten Kapitels kehrt Bucher zur »Leserbriefkommunikation« zurück und schreibt: »Da sich Leserbriefe nicht auf das Vorbringen von Einwänden beschränken, gibt ihre Analyse generell Aufschluß über Grundstrukturen öffentlicher Kommunikationsverläufe, wie sie durch Medienbeiträge ausgelöst werden können.« Selbst wenn man diese Behauptung als Arbeitshypothese gelten ließe, dürfte ihre Tragweite jedoch ohne empirische Forschung nicht falsifizierbar einzuschätzen sein. Um zu erfahren, »unter welchen »Bedingungen« die einzelnen Entgegnungstypen und Sequenzmuster realisiert werden können«, müßte man zunächst das Verhältnis von Leserzuschriften zu ausgewählten Leserbriefen und unveröffentlichten, Zusammenhänge von Argumentationsmustern und Sozialprofilen der Leserbriefschreiber, zudem andere Formen der Lesermitarbeit, soweit zugänglich, empirisch untersuchen. Wie will Bucher Leserbriefkommunikation verstehen, wenn er die unveröffentlichten Leserzuschriften außer acht läßt?

Bei der Behandlung sogenannter »monologischer Strukturen« der Pressekommunikation (Kap. 4) versucht Bucher dann »eine Alternative zu publizistischen Erläuterungen der journalistischen Darstellungsformen«. Der Publizistikwis-

senschaft attestiert er, sie würde »eine Vielzahl interessanter Einzelbeobachtungen ... nicht in einen theoretisch-systematischen Zusammenhang« bringen. Immerhin versucht Bucher etwas beschreibungssprechlich Neues: Darstellungsformen als Grundformen oder Spielarten des Berichtens zu beschreiben und so »Grundstrukturen eines journalistischen Handlungsfeldes in systematischer Weise« zu rekonstruieren, wobei er sich auf Bericht und Reportage (»Berichten mit Phantasie«) beschränkt. Aber erscheint es einleuchtend, die Grundstrukturen der Reportage unter der Rubrik »monologische Strukturen« der Pressekommunikation »theoretisch zu fundieren«?

Ob diese und andere Ungereimtheiten nur auf das Konto Buchers gehen, ist extern nicht zu beurteilen. Es könnte auch an der Betreuung dieser Arbeit gehapert haben.

M. MICHAEL NICKL, Erlangen